

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 6 (1926-1927)
Heft: 5-6

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Königsthron! (Fast unnötig, zu erwähnen, daß Anfragen in München ergaben, der Name Graf Zelten sei dort gänzlich unbekannt und niemand wisse von einer Rolle, die dieser Graf zur Rätezeit gespielt haben soll.)

Dieser Tätowierte ist, für den Erzähler, offenbar der einzige anständige Mensch des Buches. Außer natürlich die zwei Limousins. Sonst werden bloß Narren oder Spitzbuben gezeigt. Die deutsche Schätzchenlegion des Erzählers gar bleibt besser unerwähnt, „es möchte nichts Schönes dabei herauskommen“. Wenn Giraudoux solche Durchstrahlungen (immer mit G. R. zu reden) für geeignet hält, die Verbrüderung der Völker zu fördern, so geht uns das weiter nichts an. So wenig, als die Frage, warum sein Buch den Grand Prix Balzac gewann. Weder Aufbau noch Sprache fesseln. Aber freilich — das Motiv und die Scheinwerferarbeit! Es ist nicht zu vergessen, daß es französische gelehrte Körperschaften waren, die sich weigerten, — lang nach dem Krieg, — fremde wissenschaftliche Kongresse zu besuchen, wenn ihnen zugemutet wurde, neben Deutschen zu tagen. Der ganz offenbare Hohn des Romans empfahl ihn vielleicht vor allem. Wenn uns das weiter nichts angeht, so dürfen wir aber nicht zugeben, daß es einem deutschsprachig erscheinenden Blatt gut anstehe, wenn es verächtlichem Spott auf den deutschen Laut Raum gewährt. Zuläßt, daß dieser Spötter einem weitherzigen und gerechten Urteiler übergeordnet werde. Die Sprache verpflichtet. Auch zu bedenken, wie Boden und Brodem Dutetias schon allerlei Irrlichtern zu tanzen erlaubt hat, während „das große stille Leuchten“ Weimars keinen trügerischen Schein neben sich duldet und es so ein sicherer Leitstern bleibt. Diesen Leitstern haben auch schon Franzosen erkannt. Holland und neuerdings Dujardin. Freilich Ausnahmen. Um derentwillen man immerhin verzichten dürfte, mit gleichem Maß zu messen. Den Freunden der Parallelen etwa die gegenüberzustellen (Limousin sagt): „die Deutschen erfanden den Krieg,“ oder: „aucun peuple n'attache plus ses désirs à ce qu'il n'a pas que le peuple allemand, signe de guerre“.

Alfred Niedermann, Stäfa.

Bücher-Rundschau

Die Verfassung der Vereinigten Staaten.

James M. Beck: Die Verfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, herausgegeben von Dr. Alfred Friedmann. Berlin und Leipzig 1926 (Walter de Gruyter & Co.).

Durch dieses nun in deutscher Übersetzung vorliegende Buch erhalten unsere staatswissenschaftlichen Kenntnisse eine wertvolle Bereicherung; denn wir gewinnen dadurch Einblick in noch wenig bekannte historische Geschehnisse, welche im Laufe des 19. Jahrhunderts größte weltpolitische Bedeutung erlangt haben. Zwar werden wir etwas an amerikanische Riesenreklamen erinnert, wenn wir uns am Eingang dieses Buches vorerst durch mehr oder weniger überflüssige Anpreisungen des deutschen Reichsgerichtspräsidenten Dr. Simons, des englischen Earl of Balfour und des Kings Counsel Sir John Simon, des Pariser Professors Larnaude und des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Coolidge, hindurchlesen müssen und dann den Verfasser selbst sowohl aus einem Lebenslauf als in effigie kennen lernen. Sobald wir aber den Text von Dr. Beck, einem in hoher Stellung stehenden nordamerikanischen Juristen, in dessen Adern übrigens deutsch-schweizerisches Blut fließt, zu lesen beginnen, werden wir durch den Inhalt gefesselt.

Die Untersuchung ist vorerst eine historische. Der Verfasser legt dar, wie der Text der seit 1787 heute noch mit wenig Änderungen in Kraft stehenden

Verfassung der Vereinigten Staaten zu Stande gekommen ist. Andere haben diesen Gegenstand zwar auch schon untersucht und ihn mit größerem wissenschaftlichem Apparat, sowie in gedrängterer Form dargestellt, z. B. P. L. Ford und Dr. Farrand. Dr. Beck aber versteht es meisterhaft, unter Verzicht auf gelehrte Quellenbezüge, aber doch mit bemerkenswerter Objektivität, seinen Gegenstand anschaulich zu schildern und in einen größeren weltgeschichtlichen Zusammenhang einzustellen. Sehr zutreffend betont er, daß die Unionsverfassung von 1787 ein Ergebnis der jahrhundertalten politischen Überlieferung Englands und der nordamerikanischen Angelsachsen sei. Mit Spannung liest man den Gang der Verhandlungen jener aus 55 wohlhabenden, meist aristokratischen Grundbesitzern und gebildeten Juristen zusammengesetzten Notabelnversammlung, des sog. Großen Konvents, der vom Mai bis September 1787 in Philadelphia tagte. Er beriet dort nicht bloß hinter verschlossenen Türen, sondern er beachtete auch ein äußerst streng innegehaltenes Schweigegebot, das keinem Mitglied erlaubte, solange es lebte, Mitteilungen über die Verhandlungen laut werden zu lassen, ein Beschluß, der übrigens der richterlichen Anwendung und Auslegung der Verfassung in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens nicht gerade förderlich war. Es war daher ein glücklicher Zufall, daß die von Madison († 1836) niedergeschriebenen „Debates“ später publik wurden und daß außerdem heute einige Briefstellen Licht auf die Beratungen werfen. — Die anerkannten geistigen Häupter, wenn auch seltensten Redner dieser erlauchten Versammlung, waren der siegreiche Feldherr des Unabhängigkeitskrieges, George Washington, und der bereits 81jährige Allererweltsgelehrte Dr. Benjamin Franklin, die uns hier sehr einnehmend geschildert werden. Auch die übrigen Mitglieder lernen wir in kritischen Charakteristiken kennen. — Wir erfahren dann, daß in den langen Beratungen über die zu wählende Staatsform — der schwache Staatenbund der Konföderationsartikel hatte zur Anarchie geführt und mußte ersetzt werden — eingehende historische Erörterungen über Republiken und Monarchien, wie das alte Griechenland und Rom, England, Frankreich, das Deutsche Reich, Holland und sogar die Schweiz, eine wichtige Rolle spielten. — Die gefährlichste Krise trat ein, als die „großen“ Staaten (Massachusetts, Pennsylvania, Virginia u. a.) eine aus zwei Kammern bestehende Legislative forderten, deren beide Abteilungen nach der Größe der Bevölkerungszahl gewählt werden sollten, was den Großen ein Übergewicht über die Kleinen gesichert hätte, während gleichzeitig die kleinen Staaten (New Jersey, Delaware u. a.) die Legislative nach dem Grundsatz der Gleichberechtigung aller dreizehn Staaten zusammensetzen wollten. Den erlösenden Ausweg fand zuerst Franklin, indem er vorschlug, die eine Kammer nach dem Volkszahlprinzip, die andere nach dem Gleichheitsprinzip zu bestellen (ein System, das die Schweiz bekanntlich 1848 nachahmte). — Ein weiteres schwieriges Problem war die Ausgestaltung der Exekutivgewalt, vor allem die Frage, ob sie einem Einzigen oder einem Kollegium zu übertragen sei, und dann das Wahlssystem für den Einzigen, das nach Beck eine recht verhängnisvolle Lösung fand. — Schließlich war die Begeisterung für den Entwurf so gering, daß er nicht einmal von allen Notabeln unterzeichnet wurde; die meisten sahen dem Inkrafttreten dieses aus lauter Kompromissen bestehenden Verfassungswerkes mit bangen Zweifeln entgegen. Seine Ratifikation durch die einzelnen Staaten kam erst im Jahre 1790 zum Abschluß. Die Festigung des Werkes erfolgte dann vor allem dank dem wachsenden Wohlstand, der auf die Anarchie folgte, und dank der überragenden Autorität des ersten Präsidenten, Washington.

An diese historische Darstellung, die den wertvollsten Teil des Buches bildet, schließt der Verfasser (S. 236 ff.) einige staatsrechtliche Betrachtungen an, indem er das „staatsphilosophische“ System der Verfassung und einige ihrer Grundprinzipien in Kürze untersucht, so das Repräsentativprinzip, die dualistische (d. h. bundesstaatliche) Staatsform, die Garantien der Freiheitsrechte, die Unabhängigkeit der Rechtspflege und den Ausbau des Obersten Gerichtshofes, sowie das interessante System der politischen Hemmungen und Gegengewichte.

Hieran schließen, in loserem Zusammenhang, vier weitere Kapitel an; vorerst zwei etwas phantasievolle Betrachtungen über „ein Jahrhundert später“ und über die Frage, ob man sich heute in einer Periode der „aufgehenden oder der untergehenden Sonne“ befinde, mit dem billigen Sujet: was würde der gute Papa Franklin gesagt haben, wenn er nach hundertjähriger Verwahrung in einem Madeirafaß (sic; heute streng verbotene Fässer!) herausgeschlüpft und nach Philadelphia gekommen wäre! — Sehr beherzigenswert sind die freimütigen, ernststen Mahnworte Becks über die geistigen Gefahren des heute den Großteil amerikanischen Denkens in Beschlag nehmenden Sports, sowie über die Sensationslust der Massen, die nichtsnutzige Haltung der Presse u. dgl.

Ausgezeichnet sind Becks Ausführungen über „den Verfall des Führertums“ in der heutigen Demokratie (S. 331—355); dem Verfasser entgeht es nicht, daß die heutigen politischen Machthaber (überall, besonders aber in Nordamerika) immer mehr nur mittelmäßige Persönlichkeiten sind und daß ein ausgebildetes Führertum fehlt. Irgendwelche Ungebildete träten ins öffentliche Leben und würden von den Massen gewählt, sodaß die Führerschaft sich zusehends verschlechtere. Die Presse sei dabei ihrer Aufgabe nicht bewußt; denn sie sei völlig kommerzialisiert (auf den Geschäftserfolg eingestellt). Beim Volke schwinde das Interesse an der Politik. In der Demokratie würden die Volksvertreter zum unselbständigen Sprachrohr der sie wählenden und schiebenden Interessentkreise. Daher spüre man heute schon überall eine starke Reaktion gegen diese Vorherrschaft der Mittelmäßigkeit im politischen Leben.

Im letzten Kapitel (S. 356 f.) stellt der Verfasser Betrachtungen an über die heute überhandnehmende Auflehnung gegen die Autorität, vor allem gegen Gesetz, gesellschaftliche Normen und gegen die Tradition. Diese Auflehnung ist natürlich zum Teil eine Folge davon, daß die Autoritäten selbst minderwertig geworden sind, vor allem die mittelmäßigen Inhaber der Staatsgewalt. Beck hat hier wohl in erster Linie kommunale Verhältnisse Nordamerikas im Auge. Eine Krankheit unserer Zeit sei aber die allgemeine Hochwertung falscher Werte, in Amerika vor allem die große Überwertung der mechanischen Kraft. Bei der daraus entstandenen Mechanisierung der Gehirne sei es nicht zu verwundern, daß das 100 Millionenvolk der Vereinigten Staaten noch keinen einzigen erstklassigen bildenden Künstler, Dramatiker oder Musiker hervorgebracht habe. — Wenn auch solche Äußerungen für uns längst gehörte, alte Wahrheiten sind, so bewundern wir doch den Mut und die Überzeugungskraft, mit der Dr. Beck es wagt, seinem für billiges Lob zwar sehr empfänglichen, gegenüber Kritik aber bekanntlich sehr empfindlichen Volke solche Wahrheiten ungeschminkt entgegenzurufen. Über Lösungsversuche für diese Misere spricht sich der Verfasser nicht aus; wir erwarten dies auch gar nicht von dieser Stelle. Aber optimistisch ist der Ausklang des Buches eben nicht. Auch uns gibt es im Hinblick auf die Verhältnisse im eigenen Land Manches zu denken.

E. d. H. s.

Bismarcks Außenpolitik.

Werner Käf: Bismarcks Außenpolitik 1871—1890. (St. Gallen 1925, Verlag der Fehr'schen Buchhandlung.)

Auf knapp 76 Druckseiten hat es der nunmehrige Berner Ordinarius für Weltgeschichte unternommen, die zwei Jahrzehnte Bismarckscher Außenpolitik nach der Reichsgründung darzustellen. Die Kraft der Konzentration ist zu bewundern. Denn war es auch nur des Verfassers Absicht, das ungeheuer komplizierte Bild mit wenig Strichen zu umreißen, so ist doch immerhin darauf zu verweisen, auf welcher Fülle des Materials diese in Ton und Ergebnissen angenehm behutsame Studie ruht. Das Buch ist nicht zu denken ohne die von der Reichsleitung bald nach dem Zusammenbruch von 1918 begonnene, bis jetzt auf 18 starke Bände angewachsene Aktenpublikation, deren erste sechs Bände

eben die Bismarckzeit mit 1365 Aktenstücken umfassen. (Vergl. auch deren Besprechung von Max Lenz in der Deutschen Literaturzeitung 1924, Heft 1 und 2.) Es versteht sich von selbst, daß die deutsche Regierung mit der in der Geschichtswissenschaft einzig dastehenden Veröffentlichung neuester Archivbestände einen politischen Zweck verfolgte, zunächst, unter dem ersten Herausgeber Karl Rautsky, den, die Schuld der Wilhelminischen Ära an der Katastrophe darzutun. Ein Gedanke, der sich dann nach der Übernahme des Werkes durch ernstere Bearbeiter, unter denen vor allen andern der Historiker von Fach Friedrich Thimme den weitaus größten Teil der Arbeitslast auf seine Schultern nahm, in sein Gegenteil verkehrte, damit jedoch der inzwischen veränderten Reichsleitung nichts weniger als ungelegen kam, den objektiven Wert der großen Publikation in dessen unberührt ließ. Denn es ist doch so, wie Näf behauptet, daß trotz der angesichts der ungeheuren Fülle des Materials notwendig gewordenen Auswahl der Aktenstücke — die zwar nach den Versicherungen der Herausgeber nach dem rein wissenschaftlichen Prinzip der Wichtigkeit oder Entbehrlichkeit der betreffenden Stücke für das geschichtliche Leben getroffen worden sein soll —, daß trotz dieser Einschränkung und obwohl auch in der umfangreichsten Aktensammlung über geistige und wirtschaftlich-soziale Faktoren niemals alles wird gesagt werden können, eine Auffassung über die Bismarckzeit sich sehr wohl wird begründen lassen, eine Auffassung, deren Bekämpfung nur mit den gegenwärtig noch geschlossenen fremdländischen Archivbeständen zu führen sein wird.

Gerade der Veröffentlichung der Bismarckakten liegt der Gedanke zugrunde, die in der französischen und der mit ihr verwandten Nachkriegs-Publizistik so oft aufgetauchte Anschuldigung, Deutschlands Kriegswillen schon aus dem Streben des Kanzlers nach der europäischen, wenn nicht gar universalen Hegemonie abzuleiten, an Hand der Akten ad absurdum zu führen. Nun ist es allerdings sehr wohl zu verstehen (vergl. Näf, Einleitung), wie beunruhigend das Auftauchen der neuen Nationalstaaten Italien und Deutschland im europäischen Konzert wirken mußte. In den Kämpfen um die Wende des 17. und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte sich mühsam genug ein Gleichgewicht der Mächte England, Frankreich, Österreich, Rußland und Preußen ausbalanciert; es war aber auf die „Tatsache eines machtpolitischen Vakuums in Mitteleuropa“ berechnet. Nun sich die Staaten im Raume härter stießen, die Reibungsflächen schmerzlicher spürbar wurden, holte die Diplomatie alte Requisiten aus der Schatzkammer der Heiligen Allianz hervor; Begriffe wie „Christenheit“, „Europäisches Gesamtinteresse“ — heute sind es, der durch den Eintritt Amerikas und Ostasiens bedingten universalen Ausweitung des Geschehens entsprechend, die Wörter „Weltgewissen“, „Menschheit“, „Weltfrieden“ — wurden gleichsam anklagend dem Störefried entgegengehalten. Eine Ideologie, die freilich von dem großen Politiker oft genug mit beißendem Sarkasmus auf die Begehrlichkeit der Staaten heimgeschickt wurde. Freilich war damit die neuerliche Verengung des europäischen Staatensystems nicht aus der Welt geschafft.

Wie wenig aber Bismarcks Politik auf Gewaltmaßnahmen und Krieg hinging, tritt uns aus Näf's I. Kapitel (Deutschland und Frankreich nach dem Kriege; der Kriegslärm von 1875) überzeugend entgegen. Sein Ziel, Deutschlands Einheit und Macht, hatte er ja in drei Kriegen erreicht; nun hielt er das Reich — nach einem Lieblingsworte Metternichs — für saturiert, sein ganzes Streben galt fortan der Sicherung und Erhaltung des harten, nach seinen eigenen Worten vielleicht allzu harten Frankfurter-Friedens (1871); hier, in diesem konservativen Grundgedanken, ist das Prinzip, in das alle Fäden seiner Politik stets einmünden. Daß er mit Frankreich als einer ihm bitter feindlichen Macht stets zu rechnen hatte, fand dieser Mann der Gegebenheiten begreiflich; stand er dieser Macht auch mit immer wachem Mißtrauen gegenüber, so sah er deswegen doch keinen Grund, Frankreichs Wiederaufstieg zu hemmen. Daß er vollends den Gedanken eines Präventivkrieges als unsinnig jederzeit von der Hand wies, ersehen wir aus Näf's Darstellung des berühmten Kriegslärms von 1875. Aber auch sonst hat der Kanzler nie

daran gedacht, seine Macht in einem Präventivkrieg zu mißbrauchen, dazu war ihm die Stabilität des europäischen Staatensystems zu teuer, dafür war er viel zu sehr Diplomat und viel zu wenig Militär; es war nicht seine Art, sich für die Zukunft zu binden. „Politik war ihm Benutzung der Umstände, der Welt, wie sie war, und die Ergreifung des Moments die rechte Probe der Staatskunst: die Zukunft dagegen ein Feld von Möglichkeiten, die das Schicksal auf der Flut des Geschehens heranträgt und zwischen denen der Staatsmann dann wählen muß.“ (Max Venz, a. a. O.) Den Frankfurter Frieden, den Frieden des Siegers zu erhalten, war sein Ziel; suchte Frankreich dem entgegenzuarbeiten, so mußte er es diplomatisch mattsetzen; seine Absicht war, es zu isolieren, die Freunde von ihm abzugiehen, sich selbst aber durch Bündnisse zu stärken und so neue Garantien des Friedens zu schaffen.

Es ist Maf gelungen, in äußerst durchsichtiger Weise das komplizierte Getriebe dieser „negativen und positiven Bündnispolitik“ bloßzulegen (II. Kapitel). In der Möglichkeit, daß das allein nicht zu fürchtende Frankreich der Mittelpunkt einer gegen Deutschland gerichteten Koalition werden könnte, sah Bismarck die einzige Gefahr, die dem Reiche erwachsen konnte; das war der Abdruck der Koalitionen, der den Kanzler so oft bedrückte. Seine Bündnispolitik nun wies nicht nach Westen. Ein großes, vielleicht allzugroßes Mißtrauen in die Stetigkeit der Politik einer parlamentarischen Demokratie, das er übrigens mit Friedrich dem Großen teilt, und die Tatsache, daß England unter Gladstone der kontinentalen Politik eher abgewandt war, ließen ihn die Fundamente des neuen Staatensystems im Osten suchen, wo auch monarchische Sympathien und Reminiszenzen aus der Zeit der Heiligen Allianz hineinspielen konnten. Tatsächlich war das Dreikaiserbündnis fortan das Ziel seines höchsten Strebens; hier war er von Anfang an „die Seele und der Magnet“; an diesem Bunde hielt er fest, solange noch ein Faden daran war.

Nun bedeutet es aber für Bismarcks Bündnispolitik eine ungeheure Erschwerung, daß sich eben nach 1870 die Linien des welthistorischen Horizontes aufs neue zu verschieben begannen. In einem seit der Mitte des 18. Jahrhunderts nie mehr gesehenen Ausmaße warfen sich die europäischen Mächte auf koloniale Abenteuer, um zwei Kontinente nun völlig aufzuteilen. Zwar hat der Meister des Augenblicks auch dies zu nützen verstanden: Wie er 1876 die russischen Heere von Österreich weg nach der untern Donau und den Dardanellen lenkte, so verstand er, die Franzosen zeitweise vom Rheine abzugiehen und in Tunis und später in Marokko festzulegen. Die französischen Kolonialerfolge in Tunis waren es aber, die Italien zum Anschluß an die Mittelmächte trieben. In den Verhandlungen, die schließlich zum Dreibund von 1882 führten, war Italien der treibende Teil, wie es dann später je und je aus diesem Bündnis den größten Nutzen zu ziehen verstanden hat. (Vergl. auch die Aktenpublikation aus dem R. R. Wiener Hausarchiv von Pribram.) Stand Bismarck diesen Bestrebungen vorerst geradezu ablehnend gegenüber — aus Rücksicht auf Frankreich und aus Mißtrauen in die Kraft Italiens —, so bestimmten ihn schließlich die Wünsche Österreichs und Rücksicht auf die Verteidigung des monarchischen Gedankens gegenüber republikanischem Ansturm zum Abschluß dieser konservativ-defensiven Vereinbarung, die bei einem russisch-österreichischen Kriege Österreichs Südfanke vor der Irredenta sicherstellte, dem Deutschen Reiche immerhin für den Fall eines französischen Angriffskrieges die aktive Unterstützung Italiens sicherte. Der Gedanke, der ihn dabei leitete, war auch hier wieder kein anderer als der des Friedens; das war sowohl der Sinn des Dreibundes wie auch aller späterer Kombinationen, die 1881 unter seiner Förderung Serbien zu Österreich-Ungarn und 1883 resp. 1888 Rumänien zum Dreibund führten und dieses Defensivsystem somit zum Vierbund erweiterten.

Indessen treten alle diese Erscheinungen doch in den Hintergrund vor der weltbewegenden Antagonie England-Rußland. Denn in diesen Jahren sind eben die Zwischenräume gefallen; Auge in Auge stehen sich die Rivalen gegenüber von den Dardanellen bis zum Gelben Meer. Bismarck hat angesichts dieses ungeheuren Gegensatzes sich flüchtig mit dem Gedanken einer Aufteilung

der Türkei unter die interessierten Mächte — England, Rußland und Frankreich — getragen. Seiner Politik war es eben konformer, wenn der Brand vermieden wurde. So hat er denn 1878, als der Abschluß des russisch-türkischen Krieges England und an dessen Seite Österreich zum Waffengange mit dem mächtig vordrängenden Rußland bereit fand, wenn auch schweren Herzens den letzten Rettungsanker einer europäischen Konferenz ergriffen und die unter dem Namen Berliner Kongreß bekannten Verhandlungen mit großartiger diplomatischer Tätigkeit zu einem vorläufig befriedigenden Ende geführt. Dabei handelte der Kanzler nichts weniger als im Sinne pazifistischer Ideologie. Den materiellen Interessen seines Reiches entsprach eben der Friede, weil jede kriegerische Verwicklung Deutschland in Gefahr brachte, alte und neue Feindschaften zu wecken; er trieb zeitlebens Realpolitik; er war der Mann der Macht, ein Meister aber in der Beschränkung, und er besaß auch die Macht: in jenen Tagen war das Deutsche Reich, weil es sich von territorialen Machtfragen fernhielt, das „Schwergewicht des Friedens, der Ballast des europäischen Schiffes, welcher Schwankungen ausglich und Katastrophen verhinderte“.

Damit kommen wir auf das Verhältnis Bismarcks zu England. Denn daß mit einer englisch-deutschen Allianz seine Friedenspolitik die festeste Verankerung gefunden hätte, muß einleuchten. Zwischen England und Deutschland hätte sich Frankreich nicht rühren können; aber auch Rußland wäre außerstande gewesen, im Orient einen Schritt aus freiem Willen zu tun. Mehrmals trug sich denn auch der Kanzler mit dem „großartigen Gedanken, das Steueruder herumzuwerfen und seine Politik statt nach Osten nach Westen zu orientieren“. In den Jahren vor dem Berliner Kongreß und ebenso 1879 sind Bündnisföhler Bismarcks über den Kanal erkennbar. Der stärkste ist wohl der des Jahres 1889, als er dem Premier Salisbury geradezu den Plan einer englisch-deutschen Allianz vorlegen ließ. Der große Stein des Anstoßes hüben und drüben war nur der, daß England so wenig wie Rußland und Frankreich zu den saturierten Mächten gehörte. Wenn England auf die Politik der freien Hand verzichten wollte, so mußte es eben im Hinblick auf die Feindschaft zu Rußland in Deutschland den kontinentalen Degen, den starken Mann, den „Schlagetot“ zu gewinnen suchen. Bismarck — und hier liegt die seiner Bündnis- und Friedenspolitik immanente Tragik — mußte sich so gut wie Rußland auch England versagen. Eins hat das neue Deutschland jedoch erreicht: in dem Augenblick — 1883 —, als es durch sein osteuropäisches Bündnisssystem gedeckt war, während England und Frankreich, jedes für sich isoliert und miteinander der afrikanischen Fragen wegen tief verfeindet, außerstande waren, sich ihm entgegenzustellen, trat es in die Weltpolitik ein. Wie aber die deutschen Kolonien der Bismarckzeit nicht künstlich, sondern auf dem Umweg privater Unternehmung gewissermaßen organisch entstanden, wie ungemein vorsichtig der Kanzler dabei Bedacht nahm auf die Gefühle Englands und, als er dem Mißtrauen der Weltmacht doch nicht entgehen konnte, in meisterhafter Beschränkung es zu verflüchtigen verstand, das lese man in Näf's aufschlußreicher Darstellung nach.

Im Schlußkapitel (Krise und Ausbau des Bismarckischen Bündnisystems) verfolgt Näf mit der sachlichen Klarheit und der spürbaren innern Anteilnahme, die ein Vorzug des ganzen Buches bilden, die schwere Erschütterung, die in den Jahren 1886/87 das Geflecht der Allianzen zu zerreißen drohte. Die Sicherung, die Bismarck hier einzusetzen gelang, bestand einmal in dem die Erneuerung des Dreibundes unmittelbar einleitenden deutsch-italienischen Separatvertrag, der Italien das Mitspracherecht im Balkan und die militärische Hilfe Deutschlands in einem Konflikt mit Frankreich gewährleistete. Acht Tage vorher war es seiner fördernden Diplomatie geglückt, die sog. Mittelmeer-Entente zwischen Italien und England, eine lose Verbindung beider Mächte mit der Spitze gegen die französische Mittelmeeresexpansion, zustande zu bringen. Im März des gleichen Jahres 1887 trat ihr das durch die russische Gefahr erschreckte Österreich bei. Immer wieder hat Bismarck konform seiner Friedenspolitik die Donaumonarchie davor gewarnt, in orientalischen Fragen sich zu

sehr auf das Deutsche Reich zu verlassen. Mit der Erneuerung des Dreibundes und dem Abschluß der Mittelmeer-Entente, die sich mit Österreichs Beitritt zu einem Balkandreibund erweiterte, war Italien neu gewonnen, Frankreich umklammert, Österreich gegenüber Rußland gedeckt. Es bleibt die Frage, wie es Bismarck nach der neuerdings erfolgten Zertrümmerung des Dreikaiserbündnisses (1887) mit Rußland aufs neue anzuknüpfen gelang, jetzt, da das Reich mit dessen Hauptgegner England in wenn auch nur indirekte Verbindung zu stehen kam. Da Mittelmeer- und Balkan-Entente sich zugleich gegen Frankreich und Rußland richteten, somit deren Annäherung naturnotwendig befördern und die Gefahr des Zweifrontenkrieges in sich bergen mußten, war die Anknüpfung ein Gebot höchster Notwendigkeit. Wie es nun dem Kanzler vorerst gelang, die russisch-österreichische Kriegsgefahr mit starken Druckmitteln — u. a. der Publikation des defensiven Zweibundvertrages — zu bannen, wie er, ohne Englands Interessen zu verletzen, Rußland auf die Meerengen zu vertrösten wußte, es aber auch wiederum an monarchischen Anknüpfungen nicht fehlen ließ, lese man in Räf's Buch (p. 71—74) nach. Die Frucht seiner Bemühungen war der schon oben erwähnte Rückversicherungsvertrag von 1887, der ihm vielleicht von Petersburg aus entgegengetragen, dessen Atmosphäre aber von ihm äußerst sorgfältig geschaffen worden war. Damit blieb der Kanzler schließlich auf dem Boden seiner Dreikaiserpolitik.

Mit einer ebenso glänzenden wie knappen Zusammenfassung schließt Räf seine Studie. Das Buch ist, obwohl sie an keiner Stelle hervortreten, voll ernster Lehren, deren nachdenkliche Verfolgung unmittelbar in die Probleme der jüngsten Vergangenheit und an die Schwelle des Weltkriegs führt. Die absolut wissenschaftliche, in ihren Resultaten mit größter Zurückhaltung operierende Arbeit birgt, ich möchte sagen, eine immanente Kritik der nachbismarckischen Zeit, die an des Kanzlers Werk und Methoden auch dann festhielt, als der Geist infolge der veränderten Verhältnisse auf dem Kontinent und wohl auch angesichts der zu ungeheurer Stärke angewachsenen weltpolitischen Spannung längst daraus entflohen war. Man vergleiche, was Räf beispielsweise über das Festhalten am Zweibund (p. 43/44) bemerkt. Hier und an einigen wenigen andern Orten wendet sich der Verfasser gegen die neunmal klugen Schulmeister der Weltgeschichte, die, aus „der Kenntnis einer Zeit heraus, die für Bismarck Zukunft war“ und mit den Maßstäben späterer Jahrzehnte Kritik zu üben meinten. Denn es muß noch einmal betont werden, daß Bismarck die Allianzen stets nur als „relative Sicherheit“ aufgefaßt, daß er als der Meister der Politik immer nur mit dem Augenblick, mit den jeweiligen realen Mächten rechnete und der Meinung war, daß „die Politik in diesem Sinne von der Hand in den Mund leben müsse“. Er wußte den Augenblick jeweilen allerdings souverän zu beherrschen; das ist auch schließlich der Eindruck, der uns aus seinen „Gedanken und Erinnerungen“ auf Schritt und Tritt begegnet. Ihre Grundzüge sind durch die große Aktenpublikation nur vertieft, nicht geändert worden. Für diejenigen aber, die, noch erschüttert von der Gewalt der jüngsten Katastrophe, mit allzugroßer Eile deren restlose Erklärung von der Geschichte erwarteten und angesichts ihrer spröden Zurückhaltung sich enttäuscht von ihr wandten, möge dieses Buch voller Objektivität ein Trost und eine Beruhigung sein, daß sich zwar langsam, aber doch stetig der Horizont zu erhellen beginnt, aus dessen Wolkenballen jener Strahl niederfuhr. Und in diesem Sinne ist auch die große deutsche Aktenpublikation keineswegs bloß, wie ein von dem Versailler Schuldgeständnis gedrückter deutscher Forscher meint, eine Episode, sondern, so darf man mit Räf sagen, ein Ereignis.

R u d o l f W i t s c h i, Münsingen.

Vatikan und Nationalstaatlichkeit.

Aus den Anfängen des 19. Jahrhunderts hat der Vatikan ein überaus wertvolles Erbe übernommen und weitergebildet, die Kunst der Diplomatie. Ihr großer Prototyp, Staatssekretär C o n s a l v i — Napoleons weiser Gegenspieler

— blieb der Kurie Mahner und Lehrer. Sein Grundsatz: „Die Kirche kann warten“ gilt wohl auch heute noch; denn gewartet hat die Kirche auf die Wirkungen des Weltkrieges, ruhig wartet sie auf eine Lösung der römischen Frage. Daneben aber regt und rührt sie sich. Eine dermaßen aktive und folgerichtige Politik hat in den letzten Jahren bedeutende Ergebnisse gezeitigt: wir erinnern nur an die für Rom so erfolgreichen Konkordate mit Bayern, Polen, Litauen und Argentinien, dann auch an die vorsichtigen, zähen Verhandlungen um Abschluß eines solchen mit der Tschechoslowakei, mit Jugoslawien, Deutschland und Rumänien. Wir denken aber auch an die fast lautlose Wiederaufrichtung der Berner Nuntiatur, an die zahlenmäßig kaum gerechtfertigte Macht des deutschen Zentrums, an die Rolle des Kardinals Faulhaber in der bayerischen Königsfrage und an den erbitterten Kampf mit dem „cartel des gauches“ in Frankreich. Daß aber römische Politik ihre Interessen auch gegenüber der russisch-orthodoxen Kirche, die sich seit der Revolution in schwerer Krisis befindet, wahrzunehmen weiß, bezeugt die letzte päpstliche Enzyklika.

Diese **Enzyklika „Quas primas“** vom 11. Dezember 1925, die am Weihnachtsabend, als an dem letzten Abend des heiligen Jahres, im „*Offervatore Romano*“ veröffentlicht wurde, liegt heute in Druck vor uns.¹⁾ Sie ist eines der wichtigsten geistespolitischen Geschehnisse seit der Verkündung des Dogmas von der päpstlichen Unfehlbarkeit (1870). Damals, als noch die Fürsten die Kirche für ihre sicherste Stütze hielten, äußerte schon der Kardinal von Prag, Fürst Schwarzenberg, zum Bürgermeister Gelzer von Basel: „Wir haben unsere ganze Sache auf die Völker gestellt; mit der Monarchie rechnen wir nicht mehr.“ Und dann, so erzählt Gelzers Sohn, zeichnete der Fürsterzbischof in festen Strichen das Programm des Klerikalismus, wie es während des Konzils die Leiter in Rom festgesetzt hatten: Organisation einer katholischen Partei in Belgien, der Schweiz, den österreichischen Alpenlandschaften und vor allem in Deutschland und Frankreich.

Um die liberale Demokratie bekämpfen zu können, mußte die Kirche eine klerikale Demokratie schaffen, das heißt: sich eines Teils der liberal-demokratischen Waffen bedienen. Da diese Waffen aber einer andern als der katholischen Ideologie entstammten, so konnte nicht ausbleiben, daß mit dem Waffengebrauch allmählich auch ein Teil der andersartigen Ideologie auf die Katholiken überging. Nicht alle, aber sehr viele Katholiken fanden sich mit den beiden Haupterscheinungen des 19. Jahrhunderts ab: mit dem Kapitalismus und dem Nationalstaatenystem.

Allerdings ist der Kirche niemals behaglich gewesen bei dieser Einstellung der klerikalen Demokratie. Schon Leo XIII. hat den Kapitalismus bekämpft, freilich ohne Erfolg; aber vielleicht ist das geistige Testament des großen Papstes noch gar nicht verstanden worden. Benedikt XV. hat schon während des Weltkrieges den Nationalismus abzuwehren versucht, wenngleich auch ohne Erfolg. Als schließlich der Nationalismus sich im Faszismus übertraf, da hat die Kirche zwar gerne die Geschenke Mussolinis angenommen, zugleich haben sich aber die Schwarzröcke von den Schwarzhemden distanziert, um nicht mit ihnen verwechselt zu werden. Deshalb hat der Papst bis jetzt auch an der Fiktion der vatikanischen Gefangenschaft festgehalten. Trotz aller faszistischen Geschenke erklärte der Kardinal-Staatssekretär Gasparri: „Es hat sich seit 1870 nichts geändert.“

Welchen Preis wird Mussolini zahlen müssen, wenn der Papst diese Fiktion aufgeben soll? Oder soll die Kurie überhaupt ein Zugeständnis machen? Da doch Mussolini, fast ohne eine Gegenleistung zu empfangen, das Kreuzifix und den obligatorischen Religionsunterricht in den Volksschulen eingeführt, den Jesuiten die Klöster zurückgegeben, die Priester vom Militärdienst befreit, das Kreuz auf dem Kolosseum wieder errichtet, in den Gerichtssälen das Kreuzifix neben dem Bild des Königs aufgehängt und sogar das italienische Freimaurertum zertrümmert hat? Würden nicht irgendwelche päpstliche Zugeständnisse als eine

¹⁾ Pii d. p. papae XI, Litterae encyclicae de festo d. n. Jesu Christi regis constituendo. Freiburg i. Breisgau, 1926, Herder.

kirchliche Billigung des Nationalismus gedeutet werden können? Und wenn, wofür etliche Anzeichen sprechen, trotzdem eine Verständigung zwischen Kurie und Faszio möglich werden sollte: wäre dann nicht erst recht notwendig, daß der Papst vorher die Stellung der Kirche zum Nationalismus deutlich umschrieben hätte?

Ursprünglich wollte der Papst das vatikanische Unfehlbarkeitskonzil, das 1870 nur vertagt, nicht geschlossen war, wieder zusammenberufen, und er wollte vor der Kirchenversammlung zwei neue Dogmen ex cathedra, also mit der vollen Gewalt der Unfehlbarkeit, aufstellen: Die Verdammung der Nationalstaatlichkeit und die Vorherrschaft des Logos über das Ethos. Schwer zu sagen, welches von den beiden neuen Dogmen tiefer einschneidend gewesen wäre. Das zweite wäre wohl noch bedeutsamer als das erste gewesen, denn es hätte nicht nur ein Attentat gegen den Nationalismus, sondern vielleicht sogar gegen den Patriotismus dargestellt. Dieses Dogma aber hätte überdies mit einem adlerhaften Scharfblick den schwachen Punkt des Judentums erspäht. Denn dieses hat im Laufe seiner Entwicklung das Ethos über den Logos gesetzt. Daraus leitet sich schließlich her, daß große Massen der Juden die letzte Stufe des europäischen Ethos: den Nationalitäten- und Rassengedanken angenommen haben, und zwar in Gestalt des Zionismus, der der Kirche ein Greuel ist. Sie hätte ihn nicht schwerer verwunden können, als dadurch, daß sie den Logos über das Ethos setzte.

Der Papst ist nun aber einen andern Weg gegangen. Pius XI. hat nicht den Nationalismus vor einem Konzil verdammt und hat nicht ex cathedra den Vorrang des Logos über das Ethos verkündet, sondern er hat am Ende des heiligen Jahres die Enzyklika „Quas primas“ erlassen „betreffend das zu Ehren u. S. Jesu Christi einzuführende Fest“. Sie soll durch Gebot erreichen, was durch Verbot vielleicht nicht hätte erreicht werden können. Sie soll es erreichen, indem sie über alle Schranken der Nation, Sekte, Rasse, ja sogar der christlichen Religion hinweg, „den Frieden Christi im Reiche Christi“ zu feiern gebietet. Dem zum Sinnbild setzte der Papst den Feiertag „Christus Rex“, des Königtums Christi, der alljährlich am letzten Oktobersonntag, gleichsam wie eine Fanfare gegen den höchsten faszistischen Feiertag des 18. Oktobers und gegen das Reformationsfest des 31. Oktobers, gefeiert werden soll, und der zum ersten Male am Sylvestertag 1925 im Petersdom von Pius XI. begangen wurde.

Indem also die Kirche das Fest des weltumspannenden Königtums Christi zu feiern gebietet, leugnet sie und Jeder, der das Fest feiert, daß den Völkern oder Staaten eine andere als nur von Gott (oder seinem Stellvertreter auf Erden) auf Widerruf geliehene Macht zukomme:

„Während von Gott abgekehrte Männer und Staaten in gegenseitigem Haß „und innern Zerwürfissen dem Zerfall und Untergang entgegengehen, fährt „die Kirche Gottes fort, dem Menschengeschlechte die Speise des geistlichen Lebens „darzubieten, schafft und formt Generationen von Heiligen für Christus. . . (Es) „ergab sich folgerichtig, daß die katholische Kirche als Reich Christi auf Erden, „das seiner Natur nach bestimmt ist, sich auf alle Menschen und sämtliche Länder „auszudehnen, im Jahreszyklus der Liturgie ihren Urheber und Stifter als „König und Herrn und König der Könige . . . begrüßt. Wenn . . . die Lenker der „Nationen Unversehrtheit ihrer Autorität und Gedeihen und Fortschritt des „Vaterlandes wollen, so dürfen sie sich nicht weigern, gemeinsam mit ihren „Völkern dem Reiche Christi öffentliche Kundgebungen der Verehrung und der „Ergebenheit zu erweisen.“

Mit dieser prägnanten Verdammung des Nationalismus hofft also die Kirche die Menschen seiner zu entwöhnen, positiv gesagt: zur Verkündung des Reiches Christi zu erziehen. — Das Kernstück der Enzyklika ist gegen den Laizismus, gegen den Gott-Ersatz, „die Pest unserer Zeit“ gerichtet, weil hier offenbar von der Kirche die eigentliche Wurzel des Nationalismus erblickt wird:

„Es gab Staaten, die da glaubten, Gottes entbehren zu können und ihre „Religion auf die Irreligion und die Mißachtung Gottes selbst zu gründen. Die „so schlimmen Früchte, welche aus dieser Abkehr der Individuen und der Staaten

„von Gott . . . hervorgingen, haben wir . . . beklagt und beklagen sie auch heute; nämlich den überall verbreiteten Samen der Zwietracht, jenen Neid und jene Rivalität unter den Völkern, die der Wiederherstellung des Friedens immer noch so große Verzögerung verursachen, die Ungezügeltheit der Leidenschaften, die so häufig sich unter dem Schein des öffentlichen Wohles und der Vaterlands-„liebe verstecken.“

Hinsichtlich Sowjetrußland glaubt man im Vatikan, daß dort eine neue Religion im Entstehen sei. Da sich diese an die Ärmsten wendet, so hat sie die hinreißende Werbekraft, wie sie das Urchristentum in Rom hatte. Die Kirche fürchtet, daß Europa zugrunde gehe an Rußland, wie die Antike am Christentum gestorben ist, wenn Europa nicht von seiner Nationalstaatlichkeit abläßt, und wenn es nicht imstande ist, das soziale Problem zu lösen.

Weil die Kirche eine derartige Gefahr zu erkennen glaubt, versucht sie durch die Einsetzung des neuen Feiertages das Gemeinschaftsgefühl aller Völker zu stärken. Außerdem sucht sie, wie schon in früheren päpstlichen Ausführungen, gewisse Gemeinsamkeiten mit dem orientalischen Ritus der Slaven stark zu betonen. Der Vatikan will die geistigen und geistlichen Beziehungen zum Osten nicht unterbrechen. Und wer weiß, ob die Kirche nicht noch einen weiteren Schritt — über die Verdamnung der Nationalstaatlichkeit hinaus — tun und eines Tages ähnlich wie jener Kardinal Schwarzenberg erklären wird: „Wir haben unsere ganze Sache auf das Proletariat gestellt, mit dem Kapitalismus rechnen wir nicht mehr.“ Auf jeden Fall ergibt sich aus der Enzyklika „Quas primas“ das Bestreben des Vatikans, nicht nur aus dem geistigen Chaos Rußlands gewinnbringende, kirchliche Machterweiterung zu ziehen, sondern vor allem auch eine gewisse Gemeinschaftlichkeit des Kampfes, den beide, Kurie und Soviets — mit verschiedenen Mitteln und zu unterschiedlichem Zwecke — gegen die Nationalstaatlichkeit führen, zum Nutzen der Kirche zu betonen.

Hermann Hagenbuch.

Ein bündnerischer Geschichtsforscher vor hundert Jahren.

v. Salis-Seewis, Guido: Ein bündnerischer Geschichtsforscher vor hundert Jahren, Johann Ulrich v. Salis-Seewis, 1777—1817. Festgabe zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Historisch-Antiquarischen, ehemals Geschichtsforschenden Gesellschaft Graubündens, 1826—1926. Aarau, Sauerländer, 1926. 8°. VII, 207 S.

Es ist ein wahrer Glücksfall zu nennen, daß sich für die Festgabe zur Hundertjahrfeier der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden in der Person des Herrn Guido v. Salis in Zürich, Architekten und Versicherungsbeamten, der aber in seiner Mußzeit eifrig die vaterländische Historik pflegt, ein Herold des eigentlichen Unbahners unserer verdienten bündnerischen historischen Körperschaft gefunden hat. In der Tat hätte sich für diesen Anlaß nicht wohl ein geeigneterer Gegenstand und für diesen ein geeigneterer Darsteller darbieten können.

Mit Wehmut nur vermögen wir uns aus unserer stilllosen, chaotischen Zeit, wo eine erbarmungslos vorschreitende Technik die Menschheit immer tiefer ins Materielle verstrickt und damit geistig niederzieht, in jene anderen Zeiten zurückzuversetzen, da Kraft und Stoff noch nicht Zweck und Ziel, sondern bescheidene Hilfsmittel einer weniger anspruchsvollen, dafür aber geschlosseneren, harmonischeren Kultur waren. Gewiß, es waren damals engere Kreise, die an deren hellsten Ausstrahlungen Anteil haben konnten; aber es waren dann auch feinere, edlere Blüten, als unsere stofflich verseuchte Gegenwart sie hervorbringen vermag.

Der berühmtesten, einflußreichsten Familie des Bündnerlandes entsprossen, mit glänzenden Geistesgaben ausgerüstet, sorgfältig erzogen, warmen Herzens und von glühender Vaterlandsliebe beseelt, hatte Johann Ulrich v. Salis

(der jüngste Bruder des Dichters Johann Gaudenz, ein Urgroßvater des Verfassers der Schrift) alle Anwartschaft, ein Führer des Bündnervolkes zu werden und in der für Bünden wie für die Schweiz so überaus schwierigen Zeit von Napoleons Aufstieg und Niedergang seinem Land als Staatsmann zu dienen. Allein eine in seinem dreiundzwanzigsten Jahr über ihn hereinbrechende Krankheit, die eine Lähmung zur Folge hatte und ihn zum Krüppel machte, schnitt alle Möglichkeit öffentlichen Auftretens ab.

Wahrhaft erhebend ist es nun, wie der junge Mann sein Herz fest macht und mit einer Willenskraft, die an die Schillers heranwächst, sein Leben durch unablässige Arbeit fruchtbar gestaltet. Auf manche Lieblingsbeschäftigung, wie z. B. die Pflanzkunde, muß er zwar verzichten, immerhin bleibt ihm die Musik — mit Feuereifer aber wirt er sich nun besonders auf die Erforschung der bündnerischen Geschichte, für die er umfassende, gründlichste Quellenstudien macht, mit einem kritischen Sinn ausgerüstet, der in früheren Zeiten kaum seines gleichen hatte. Die Früchte dieser ungeheuern Arbeit, für die besonders seine Bemerkungen zu den einzelnen von ihm durchgearbeiteten Chroniken, Urkundenbüchern u. s. w. zeugen, abschließend einzuheimsen, war ihm, der einem frühen Tod entgegenging, freilich nicht vergönnt; doch hat er, der als Schriftleiter der Zeitschrift „Der neue Sammler“ (1805 bis 1812) hiezu besonders angeregt sein mochte, immerhin eine ganze Reihe kleinerer Arbeiten in Druck gegeben, die als Vorarbeiten für die geplante „Geschichte Rätiens“ gelten können.

Damit war aber seine Tätigkeit keineswegs erschöpft. Was immer die Kenntnis seines geliebten Landes und Volkes erweitern und ihre Lage verbessern konnte, das trug er auf dem Herzen und suchte es durch eigene Arbeit und durch schriftliche und mündliche Beeinflussung der maßgebenden Persönlichkeiten ins Werk zu setzen. In seinem Haus in Chur, wo sich alles zusammenfand, was Bildung und Geltung hatte, liefen die Fäden der Politik und des sozialen Lebens des Landes zusammen; denn ungleich mehr als in unserer Zeit, wo eine unpersönliche, zudem noch oft an unsichtbaren Drähten gezogene Presse den Meisten das Denken ersetzt, wurden damals die Geschehnisse und das zu Geschehende im Meinungsaustausch von Mund zu Mund durchgesprochen — gewiß nicht zum Schaden der Sache und der Denkarbeit des Einzelnen.

Indem nun der Verfasser dieses einzigartig reiche Leben vor uns ausbreitet, stellt er uns zugleich mitten in das gewaltige Geschehen der Zeit hinein. Erleichtert wird ihm dies durch die reichhaltigen Tagebücher, in denen Salis mit scharfem Blick, aber zugleich mit lebhaftester Anteilnahme die Ereignisse verfolgt, soweit sie sein Vaterland Graubünden angehen. Er selber hatte, im Gegensatz zu seinem Bruder, dem Dichter und helvetischen Generalstabschef, aber im Einklang mit seinem Vater und fast allen Gliedern der Familie Salis, den französischen „Befreier“ durchaus ablehnend gegenübergestanden; doch überzeugte er sich später, daß eine Anlehnung der drei Bünde an Österreich — die einflußreiche Glieder der Familie Salis betrieben — dem Lande nicht dienen könne, vielmehr nur der Anschluß an die Eidgenossenschaft es aus seiner gefährlichen Lage befreien könne. Im Innern trat er für die neue Verfassung von 1814 ein, die dem parlamentarischen System einige Zugeständnisse machte (Großer Rat), aber immerhin die alten drei Bünde und die Gerichte bestehen ließ. Mit grimmigem Zorn aber erfüllt ihn der endgültige Verlust des Veltlins und der beiden Grasschaften, den das falsche Spiel des Kaisers Franz und der Diplomaten des Wiener Kongresses herbeigeführt hat.

Das Bild, das der Verfasser mit großer Sachlichkeit und Zurückhaltung von seinem Vorfahr entworfen hat, kann den Leser nur mit Liebe und Bewunderung für diesen durch Charakter und Geist hervorragenden Menschen erfüllen. Der modernen demokratischen Gleichmacherei dürfte es kaum mehr beschieden sein, viele Männer von solchem Ausmaß und dieser völligen selbstlosen Hingabe an das gemeine Wohl hervorzubringen.

J. H. v. Sprecher.

Jacob Burckhardt.

1. Werner von der Schulenburg: Der junge Jacob Burckhardt (1818—1852), Montana-Verlag A.-G., Stuttgart-Zürich 1926.
2. Jacob Burckhardt, Gedichte, Basel 1926, Benno Schwabe & Cie.

Das genannte Buch über Jacob Burckhardt ruft die von Otto Markwart verfaßte, leider unvollendete Lebensbeschreibung in Erinnerung. Sie hat nicht nur alles Erreichbare zusammengetragen, sondern mit so viel Liebe und Ehrfurcht ein allgemeines Bild über das innerste Wesen Jacob Burckhardts gegeben, sowie seine Jugend- und Wanderjahre geschildert, daß ein weiteres Werk über diese Zeit schon Neues bringen oder besonders Kluges sagen müßte, um daneben zu bestehen. Beides trifft aber beim Schulenburg'schen Buche nicht zu. Was an allgemeinen Ausführungen etwa über die Vorstellungen der „Macht“ gegeben wird, läßt sich mit dem, was Emil Dürr in seinem Werke über Freiheit und Macht bei Jacob Burckhardt gesagt hat, nicht von Ferne messen. Und auch das Bestreben, Jacob Burckhardt als „Europäer“ zu schildern und mit Beschlag zu belegen, ist wertlos, solange man sich nicht über diesen Begriff geeinigt hat. Natürlich war Jacob Burckhardt kein Amerikaner und auch kein „Nationalist“, er war aber auch kein Europäer im Sinne des Zivilisationsliteraten, wie ihn Thomas Mann vor seiner Bekehrung zur Demokratie gezeichnet hat. Er war nicht heimatlos, sondern hatte seine festen Wurzeln in seiner Vaterstadt. Freilich betrachtete er die Welt nicht von einem „schweizerischen Standpunkt“ aus, und hätte sich niemals eine solche Einstellung befahlen lassen. — Auch sonst ist die Zeichnung nicht immer geschickt, so etwa, wenn Jacob Burckhardt ein harter Schweizer genannt wird, dessen Freundesbriefe gerade aus der behandelten Zeit von außerordentlicher Zartheit sind, dem die Tränen gar nicht so schwer flossen! Schief ist es auch, seine Liebe für Deutschland auf das „vormärzliche“ zu beziehen: nein, es ist ein ideales zeitloses Deutschland, das ihm am Rhein, in den Freunden zu Bonn und in Berlin entgegentrat, das er liebte. Auch hier sind Dürr's Ausführungen viel zutreffender.

Gespannt wäre man dagegen gewesen auf eine Untersuchung z. B. über Jacob Burckhardts Stellung zur französischen Gedankenwelt, inwiefern ihm wirklich dort „eine zweite geistige Heimat bereitet wurde“. In den gesamten überlieferten Äußerungen aus der Zeit bis 1852 findet sich dafür kaum ein Anhaltspunkt. Auch der bekannte Satz von Basel als einer Brücke zum romanischen Wesen oder als einer Verbindungsstelle und Vereinigungsgebiet von deutschem und romanischem Geiste bedürfte einmal einer Begründung. Geographisch liegt doch z. B. Köln dem wirklich französischen Kulturgebiete näher als Basel. Die Burgunderpforte ist ein Ausfallstor für französische Truppen, aber weniger bekannt für die Ausstrahlungen französischen Geistes. Hat nun wirklich Basel in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Frankreich aus eine besonders starke geistige Befruchtung empfangen; und weiter: ist der Aufschwung seiner Universität von dort aus beeinflusst und gefördert worden; und inwiefern hat sich dies beim jungen Jacob Burckhardt ausgewirkt? Das wären Fragen, die zu untersuchen wären. Wir wissen von Jacob Burckhardt, daß ihm Rousseau, auch im Alter, geradezu widerwärtig war und von Voltaire spricht er mit Mißachtung, hebt er doch die bessere Stellung eines Aretin ihm gegenüber hervor. Andererseits ist uns nichts bekannt von einem persönlichen Verkehr Jacob Burckhardts mit hervorragenden Franzosen. Daß er Geist hatte, zwingt doch nicht zu dem Schlusse, daß ihm der vom Westen zugeflogen sein mußte. Und daß er eine eigentümliche Sachlichkeit besaß, die Dinge anzusehen, frei von jeder Theorie und Philosophie, das ist eine baslerische oder schweizerische Eigenschaft, der wir in ihrer Art auch bei dem großen Juristen Andreas Heusler begegnen. Aber jenes Selbstzeugnis von der zweiten geistigen Heimat, das er in dem eigens zur Vorlesung an seinem Begräbnis bestimmten Lebensabriß ausgesprochen hat?! Ich möchte die Vermutung äußern, daß Jacob Burckhardt damit ein Gegengewicht zu den in seinen Gedichten und Briefen

niedergelegten Bekenntnissen zu Deutschland, zu denen er im Alter nicht mehr stand, schaffen wollte. Denn zweifellos befaßte er sich früh mit dem französischen Geisteswesen und stand ihm wohl auch aufnahmewilliger gegenüber, als etwa seine deutschen Freunde. Die entscheidenden Anregungen empfing er aber sicher von Schreiber, Ranke und Rugler. Das Eigentümliche gab ihm sein eigener Genius. Sein durchaus deutsches Bedürfnis nach Verehrung hatte anfänglich Deutschland zum Gegenstand, dann Italien, die Kunst und deren begnadeten Meister. Aber daß die französische Gedankenwelt in gleicher Weise auf ihn gewirkt, oder daß sie ihn mit gleicher Stärke erfüllt hätte, das ist eigentlich nicht nachgewiesen. Vorläufig ist es also erlaubt, diese Verbindung von zwei geistigen Welten in Jacob Burckhardt zu bezweifeln. Man darf wohl eher sagen, daß, etwa wie Jeremias Gotthelf als die Auswirkung von Jahrhunderten eines bestimmten Volkstums, hier also der bernischen erscheint, so in Jacob Burckhardt das baslerische geistige Wesen in einer höchsten Spannung sich verkörperte. Im Einzelnen wäre zu manchen Sätzen des Verfassers ein Frage- und Ausdruckszeichen zu machen. So ist es geradezu banal, so überheblich von Berlin zu reden, während Jacob Burckhardt gerade dort eine edle geistige Geselligkeit (im Rugler'schen Hause) fand, wie sonst nirgends. Oder glaubt man, daß er etwa in dem weniger „asiatischen“ Paris oder London sich mehr „daheim“ gefühlt hätte. Nach so viel Aussetzungen seien aber die vielen guten Nachbildungen Jacob Burckhardt'scher Zeichnungen hervorgehoben.

Sehr erfreulich ist die Sammlung der Gedichte Jacob Burckhardts, welche R. G. Hoffmann herausgegeben hat. Mit Recht hat er nicht alles, was Jacob Burckhardt gereimt hat, wieder zum Abdruck gebracht, z. B. nicht alle der durch von der Schulenburg entdeckten Gedichte in der Zeitschrift des Hermann Schulenburg „Westfalen“, selbstverständlich aber die beiden kleinen Folgen, die 1849 und 1853 von Jacob Burckhardt selbst, freilich ohne seinen Namen, veröffentlicht worden sind, dann frühere Stücke aus jenen Wanderjahren; als letztes ein Gedicht „Alkibiades“, Paul Heyse zugeeignet. Eingehende wertvolle Anmerkungen und ein gediegenes Nachwort geben der Sammlung besonderen Wert. Womit man sich nicht ganz befremden kann, das ist das große Format, welches, man weiß nicht aus welchem Grunde, für das Buch gewählt worden ist und dem Ganzen etwas Gelehrtes gibt, das es doch nicht haben will. Gerne sei dagegen die gute Ausstattung anerkannt.

Gerhard Boerlin.

Neue theologische Bücher.

I.

Die Barth'sche Schule entwickelt sich stark in die Breite, verliert aber im selben Maße, wie ihr Grundimpuls neben unbestreitbar lebtem Ernst erneuter Zusammenfassung von Rhetorik nicht frei ist, an Tiefe und Kraft. Diese Lehre beginnt zu einer Mode auszuarten; und das ist für sie notwendig tödlicher als etwa für eine andere. Denn wenn zum Beispiel ein Jüngling im Kaffeehaus in aufrichtigster Absicht das Nichts der Welt gegenüber Gott darlegt und fast im selben Atem hierauf sich über die mangelhafte Erhizung sowie Stärke seines Getränkes beklagt, so bedarf es offenbar keiner Diskussion mehr über seinen Standpunkt. Es bleibt dann höchstens noch die Berufung auf die Autorität der Reformatoren. Man gibt eben bei Chr. Kaiser in München Luthers dogmatische Hauptschrift „*De servo arbitrio*“ in der deutschen Übersetzung Buggenhagens: „*Vom unfreien Willen*“ neu heraus. Wird der Erweis einer rationalen Übereinstimmung der Barth'schen Lehre mit derjenigen der Reformatoren gesucht, so ist derselbe als weitgehend erbracht anzuerkennen. Allein man übersieht, daß denn doch der gesamte seelische Hintergrund entscheidet, und der war ein völlig anderer, mag man sich der Rechenschaft davon auch durch ein gewaltsames Diktat entziehen. Die Religion enthält Komplexe von letzter Ausschließlichkeit und Vernunftwidrigkeit, das ist gewiß. Vermag

jemand dabei stehen zu bleiben (was wir bezweifeln), so ist weiter nichts zu sagen. Aber unser heutiger Schicksal ist die Vernunft, und auch an ihrem Verächter vollzieht sie es. Wenn man ihr erst alle Schande sagt, und dann doch wieder mit fadenscheiniger Rabulistik die Sache einrenken und hinten herum ihren auch selbst empfundenen Forderungen genügt, so bedeutet jenes nur noch wenig. Bemerkenswert, wie schon an Luther selbst sich dieser Zusammenhang erfüllt. Es ist unnötig, zu sagen, daß Dinge letzten Formates in seinem Buche sind, und darin erreicht er auch ganz die Höhe des Problems, ganz die Schicht, aus der sich ohne Krampf Dinge von diamantener Härte sagen lassen. Hier zeigt er die „göttliche Brutalität“, die ihm Heine zuschreibt, aber nicht ohne die „erhabene Borniertheit“, die derselbe Autor bei ihm aus gutem Instinkt damit verknüpft. Obschon Luther noch in allen Tiefen an die Widerspruchsfreiheit seiner religiösen Gedanken glaubt (und angesichts der glühenden Anschauung, in der er lebt, und soweit er es tut, nicht ohne Recht), so muß doch die verstandesmäßige und systematische Darstellung dessen, was doch nur in letzter intuitiver Aufgipfelung des Lebensgefühls ertragen wird, ohne Bewußtsein dieses Gegenjages zu kleinlicher Fiklarbeit herabsinken. So häufen sich hier auch Polemiken fruchtloser und formalster Art, teils rein persönlich bestimmt, teils aus Absolutsetzung einer dialektischen Position, welche mit geradezu souveräner Berranntheit bis zur Absurdität getrieben wird. Es wäre wohl hier besser gewesen, der Herausgeber hätte sich mit einer Auswahl des Wesentlichen begnügt. Gogarten bemüht sich in seinem Nachwort, ohne die großartige Unbefangenheit Luthers noch alles rhetorisch auf die Spitze zu stellen. Er benützt die Entdeckung Tröltzschs, daß der ursprüngliche Protestantismus mit der neueren Weltanschauung wenig zu tun hat; aber nicht um wie jener den ersteren, sondern um die letztere ins Unrecht zu setzen. Verständlich genug, daß an moderner Zerlassenheit Sehnsucht nach der Konzentration und dem Entscheidungsgeist des alten Wesens entsteht. Aber hat man den Mut, den Preis zu erlegen? — alles, was dazu gehört, zu schlucken: die restlose Teuflichkeit der Natur, den systematisch-einheitlichen Offenbarungscharakter der Bibel, und manches andere? Wir können nicht glauben, daß man heute anders als mit Mund und Willen dies bejahren könne. Dann ist es aber besser, nicht falsche Hoffnungen zu erwecken. Gogarten verneint die Entwicklung seit Luther, indem er die Ichphilosophie als die Wurzel alles Übels hinstellt und das Ich auf jeden Fall in die Grenzen der Endlichkeit und der realen Objektwelt eingeschlossen will, wobei Gott nur als oberstes Objekt figurieren darf. Während bei Rutter die undialektische Theologie zu einseitigem Subjektivismus führt, so hier zu ebenso einseitigem Objektivismus — wenn die Dialektik fehlt, so kann man mit gleichem Recht oder Unrecht nach jeder Richtung ins Extreme gehen.

Gleich Rutter gehört auch Brunner*) zu denjenigen, welche die Absolutheits-Theologie vom Idealismus und nicht vom Realismus aus begründen wollen. Die kritische Philosophie wird hier unter Ablehnung jeder Intuition als rein diskursiv gesehen; ihre damit zum Ausdruck kommende Skepsis wird begierig ergriffen, um von da alles Menschliche radikal in sein Nichts zurückzustößen. In Wahrheit geschieht aber alles Denken jeden Augenblick in einem Ineinander von Intuition und Diskursion. Denken ist nicht, wie Brunner meint, eine Bewegung innerhalb der Immanenz, sondern ist in jedem irgendwie sinnvollen Schritt ein über sich Hinausgehen; das ist eben sein innerstes Paradox. Alles Denken richtet sich bewußt auf Dinge, die dem Denken nicht immanent sind, darum auch aufs Ich, auch auf Gott. Will man aber wie Brunner Gott als reines Subjekt-Sein, Subjekt der Schöpfung und Offenbarung, vom Denken ausnehmen, so gibt es zunächst einmal keine wissenschaftliche Theologie mehr. Ist Gott und Gotteswort allein und nur das Ganz-Andere, so ist jede Offenbarung als Zusammenhang wissenschaftlich bearbeitbarer Inhalte unmöglich. Auch die Theologie wird nicht darum herumkommen, die Offenbarung, wie

*) „Philosophie und Offenbarung“, J. C. B. Mohr, Tübingen; „Reformation und Romantik“, Chr. Kaiser, München.

Brunner Schelling vorwirft, als Gegenstand anzusehen, und nicht allein als in Subjektstellung, als Quelle. Ist die Offenbarung das völlig Notwendigkeitslose, das bloß Souveräne Gottes, rein kontingente Gnade, so gibt es nicht nur kein Denken darüber, sondern nicht einmal ein zusammenhängendes religiöses Leben, das eben immer, sofern es nicht nur eine Hysterie, ein Auf und Ab von Gefühlswogen und Trockenheiten ist, auf dem Notwendigkeitscharakter des Heils und der Spannung dagegen fußt. Jenes ist aber das Bild, das sich Brunner immer von neuem von der Mystik zurecht macht, um sie zu bekämpfen, und das zu widerlegen wenige Blicke in ein besseres mystisches Werk genügen. Der Unterschied von Brunners Lehre zu der wirklichen Mystik ist der, daß er den Menschen in den Glauben als eine gebrochene, endliche und rein vermittelte Funktion einschließen will. Gewiß ist das Wesentliche die Abtandung und Übergabe des Menschlichen im Glauben, d. h. ohne genau und erfüllt das vor sich zu haben, an welches diese Übergabe geschieht. Aber den Glauben als Glauben an den Glauben zu nehmen, als rein in sich Zurücklaufendes; zu meinen, der Mensch ließe sich durch einen Machtspruch, durch den Nachweis der Unmöglichkeit, über sich hinaus zu kommen, in die bloße Gegensätzlichkeit einspannen — das heißt nichts um das Ungestillte, Unstillbare nach dem Besitze, nichts um die zermalmende Notwendigkeit des Jetzt und Hier des Göttlichen wissen. Solchem ist der Glaube nicht eine letzte Ermöglichung des Fortlebens, nicht eine Ermächtigung gegen die gähnenden Pforten der Hölle, ein äußerstes Formales, sich dem Absoluten wenigstens notwendigem Anspruch nach irgendwie nahe und verwandt zu wissen — dem ist vielmehr Glaube nur eine bürgerliche Verrichtung, die sich mechanisch ins Unbegrenzte erstreckt und es sehr mühelos rein bei sich selbst aushalten kann. Das verträgt sich dann gut mit der geruhigen Gelassenheit, auf Dingen von vor 1900 Jahren, welche im allerletzten Sinne schließlich doch extra nos et aliena nobis sind, zu beruhen. Der Spannungscharakter des Glaubens zeigt sich eben darin, daß auch die volle Selbstabgabe an das Göttliche, das als ein Anderes mehr und mehr in uns leben soll, nicht der Forderung überhebt, daß es schließlich alles Positive, alle unsere Werte in ihrer Wahrheit, d. h. Positivität, mit enthalten, decken und verwirklichen muß — sonst ist Glaube nur ein knechtisches Sich ducken unter die natürliche Tatsächlichkeit, unter dem Vorwande von Gottes Willen. Es zeigt sich sofort, daß ein spannungsloser Glaubensbegriff den gottgewollten Spannungen des heutigen Lebens mit leeren Händen gegenübersteht. Oder will jemand sagen, daß die „Anerkennung des Staates als Mittel gegen die Sünde und Zeichen der Sünde“ irgendwie zur Sache geredet sei? — Wir erblicken alles in allem nicht, wie aus diesen Überspizheiten sich noch ein Weg in die Breite der Religion eröffnen sollte und sehen den diesbezüglichen Bemühungen des bedeutenden Autors mit Interesse entgegen. Eins wissen wir schon voraus: Entscheidend werden weniger deklamatorische Worte als darunter überzeugend zu gebende Hintergründe sein. Was stark in seinem Grunde wurzelt, bleibt auch als wissenschaftlicher Gegenstand immer hinlänglich in Subjektstellung, um nicht ganz zum Objekt und damit ganz zu nichts zu werden. Aber diese Stärke trauen wir den Heutigen nicht mehr zu, auch wenn sie sich mit den Haltungen des Paulus und der Reformatoren schmücken.

Eine Schrift von **Büld** („Die Organisation der christlichen Gemeinde“, Tübingen, J. C. B. Mohr) zeigt den neuen Altprotestantismus in der praktischen Theologie am Werke. Das massive Luthertum, wie es heute üblich ist, setzt sich hier in allen Einzelheiten durch. Die Transzendenz wird bis zum Äußersten getrieben, die Welt skeptisch sich selbst überlassen: Jenes verliert sich in den Wolken, und das Ganze führt nur zur Niederlichkeit. Die Zentralposition ist die bekannte „Schriftmagie“ Luthers, die Genugsamkeit der Predigt des Wortes, welche durch sich selbst die Wirkung sicherstellt: hierfür allein ist die Kirche die Anstalt. Die reale Durchsetzung bedeutet wenig: ein Abgrund von Hochmut ist zwischen Idee und Wirklichkeit befestigt. Das Jenseitige ist auch im Rulte niemals und nirgends vorhanden; auch im Leben der Gemeinde steht alles allein auf dem immer nur im Uneigentlichen befindlichen

Glauben. Das wird mit großer Kaltblütigkeit proklamiert. Was übrig bleibt bei dieser völligen Entwertung der Realität, geht bis zu einem gemütsruhigen Sichabfinden, einer aufreizenden Konnivenz mit der Welt, um der Reinheit des Göttlichen willen. Jeder Versuch, in der heute gegen Luthers Zeit doch wohl noch unendlich verdünnten und entleerten Massenkirche eine kräftigere Darstellung der Gemeinschaft der Heiligen herbeizuführen, ist für den Autor, wenn sie als Identifikation mit dem Ganzen der Kirche erscheint, als katholisch, wenn als verengende Auswahl, als sektiererisch abgetan. Zustimmung wird ein Lutherwort zitiert: Wo Du Gottes Wort hörst predigen, glauben, bekennen und darnach handeln, da ist die rechte ecclesia catholica. Hier beginnt in Wirklichkeit erst das Problem. Ist das Entscheidende Predigen oder Glauben, Bekennen oder Darnachhandeln? Daß davon nicht eins mit dem andern gegeben ist, darüber wird immer hinweggegangen. Und wie hier die reformatorische Geste ihren großen Stil verloren hat, wird an der Problematik klar, die der Begriff „Gottes Wort“ selbstverständlich behält. Hören wir, daß es als solches durch wissenschaftliche Textkritik festgestellt werden soll, so begreifen wir, daß hier nicht die Naivität der Reformatoren, wohl aber die modernen Bildungsphylisteriums vorliegt. Man kann nicht die Bibel zugleich (im Gegensatz zu den Sektenpredigern, die sie ungeschichtlich nähmen, was aber gewiß nicht immer das Schlimmste an ihnen ist) kritisch-geschichtlich und im kompaktesten Sinne absolut auffassen.

Gegenüber solchen Auflösungsprodukten einer noch jungen Bewegung tut es nahezu gut, zu einer Veröffentlichung zu greifen, die auf jeden Fall ein höheres Maß von Aufrichtigkeit zeigt. Als letzte Nachlaßveröffentlichung erscheinen Tröltchs Heidelberger Vorlesungen über „**Glaubenslehre**“ *) in einer un-
gemein flüssigen Nachschrift der Frein von Lefort, derselben, deren geniale religiöse Lyrik wir unlängst hier rühmten. Gut ist seine persönliche und lebendige, zuweilen saloppe Ausdrucksweise festgehalten; man erkennt wieder, wie er bei den abstraktesten Gegenständen Steigerungswörter wie „rasend, kolossal, wahnsinnig“ liebte. Sachlich atmet man einen Augenblick geradezu auf angesichts dieser nüchternen Ehrlichkeit und des Mutes zu ihr; nämlich zu dem, was nicht mehr leben kann, nein zu sagen. Doch sind die jüngsten verkrampften Inflationen der Reformation noch nicht seine eigentlichen Gegner; hauptsächlich streitet er sich mit dem Monismus herum. Wie schnell ändert sich die Zeit! Das leuchtet ein, wenn man sieht, wie er noch die rationalistische und relativistische Einzelwissenschaft mit vorsichtiger Ehrfurcht behandeln muß, sie höflich bitten, ihm für seine religiösen Ideen ein wenig Platz zu lassen. Neben reinem Windmühlkampf mit Zeitbedingtheiten liegt das auch an einem gewissen persönlichen Minimalismus: Die Religion baut sich auf dem an, was die Wissenschaft (noch) nicht leisten kann, sie steht auf dem von dieser übriggelassenen. Für diesen Bezirk hat Tröltch den auch in seiner Philosophie im Vordergrund stehenden Begriff des Irrationalen — einen Begriff des Verzichts mangels letzter Denkeenergie. Und wie die philosophische Ratio ihr Irrationales, so hat auch die Religion ihr religiös Kontingentes (Zufälliges). So wenig aber eine Philosophie als aufs Ganze gehend wenigstens dem Anspruch nach Irrationales dulden kann (sonst genügen die Einzelwissenschaften), so wenig die Religion ein religiös Sinnloses. Beansprucht die Religion nicht, absoluten Lebenssinn zu geben, so bedarf es ihrer nicht; einen relativen gibt die Naturwissenschaft und die Lebenspraxis bereits. Absolut bedeutet aber auch: jede Einzelheit in sich befassend; dies aber nicht als fertiges System, sondern als fortschreitende und sich dem Absoluten annähernde religiöse Erfahrung. So zeigt sich eben doch eine Grenze dieser Glaubenslehre in ihrem letzten Verruhen auf Negativem statt Positivem. Auf eine Verneinung, auf die Grenze des religiös Rationalen werden die letzten Paradoxe des Christentums gebaut: Vorherrschen des Willens in Gott, Partikularität der Gnade, Rechtlosigkeit der Kreatur auf göttliche Gerechtigkeit. Das trägt sie aber unbedingt nicht; der machtvolle Faltenwurf dieser Lehren schlottert denn auch bedenklich.

*) Verlag von Duncker & Humblot, München.

um die innerste Dürre dieser Theologie. Versteift man sich aber nicht aufs Äußerste, das Pathos der großen Entgegensetzungen, und hält sich in Bezirken, wo die in diesem Buch herrschenden Stichwörter: Entwicklung, Höherbildung, Einheit, zu Recht bestehen, so wird man sich hier eine Fundgrube von besonnenen und klugen religiösen Gedanken eröffnen können, wo anderwärts oft bloße Forderungen ein Mehr vortäuschen. Zu Manchem der kirchlichen Begriffswelt gibt es heute eben wie hier nur die Verbindung, die Seichtheit alles andern einzusehen. Mit Tröltzsch müssen wir aber jedenfalls die Religion irgendwie als Einswerdung von Göttlichem und Menschlichem (mit allen dialektischen Kantelen natürlich) nehmen, oder uns mit einem mit starken Worten verbrämten Nichts abfinden.

Wir weisen noch auf zwei dogmatische Arbeiten schweizerischer Verfasser hin, die ihrerseits mit den gegenwärtigen Problemen ringen. **Walter Gut** („Der Sinn freier Theologie“, Drell Füßli, Zürich) bemüht sich um das Verhältnis von Theologie und Religion. Er betont Berechtigung und Notwendigkeit rationaler Formung des Religiösen, aber verwehrt ihr die Autonomie. Solcher Verhärtung gegenüber besitze die Theologie Freiheit; Guts Formel heißt da „Theologie aus Religion“. **Edmund Ernst** („Das Wachstum der Religion aus dem Geiste“, Bern, E. Haupt) polemisiert breit gegen Tröltzsch, dem er Problembewußtsein, aber nicht Mut noch Kraft zur Lösung zubilligt. Sein eigener Standpunkt ist psychologistisch; er sucht das religiöse Apriori als gemeinsame Form aller religiösen Abläufe. Er wünscht aber darum nicht, wie er Otto vormirft, das Göttliche in ein dumpf Naturhaftes, verworren Untermenschliches zu versenken. Das religiöse Gefühl muß sich zu rationaler Klärung erheben. Die vorgezeichnete Lebensform der Religion sei wahrheitsverwirklichend, Gleichnisrede ihre rationale Ausdrucksform, die dem wirklichen Leben entspricht. Die Einzelausführung macht seine teilweise befremdlichen Gedanken nicht gerade überzeugend. Stellenweise klingt die Schelling verwandte Strömung der jüngeren Generation an, welche in der Natur allerorts ein Gleichnis des Geistes sehen und für ihre Maßstäbe ein Wesenhafteres als das Subjekt sucht.

Erich Brock.

Von elsässischem Schrifttum.

Das Elsaß wird heute oft als das kleine Abbild Europas bezeichnet, und die Elsässer selber lieben es, ihre Probleme auf die europäische Ebene zu projizieren, um Klarheit und Rechtfertigung zu finden. Meist wird dabei an die Rolle des Elsasses als Sammelbeckens entgegengesetzter Kulturen, als natürlichen Völkerbundes im Kleinen gedacht. Uns scheint hier eine andere Frage wichtiger in ihrem Symbolwert, verhängnisreicher für Europa in ihrer Lösung: die Frage, wie sich eine Kultur entwickelt, wenn sie von ihrem natürlichen — wenn auch vielleicht uneingestandenem — Mutterboden losgerissen, in eine artfremde Umwelt verpflanzt wird. Wir möchten also nicht eine vielleicht wünschbare, aber sehr ferne Zukunft schon als Gegenwart darstellen, sondern eine Wegstrecke zu diesem Ziel in ihren vielfachen Windungen betrachten.

Drei Bücher sind es, die uns in zufälliger Auswahl vorliegen. Alle drei sagen sie uns in sehr verschiedener individueller Ausprägung dasselbe. Sie müssen so wohl in einem allgemeineren Sinne aufschlußreich sein, eine tiefere Wirklichkeit ansagen.

Louis-Edouard Schaeffer gibt im Neuen Straßburger Verlag elsässische Märchen und Legenden unter dem Titel „**Stubenhänsel**“ heraus. Der Stubenhänsel, die Uhrfigur am Bensfelder Rathaus, soll Symbol sein für diejenigen seiner Landsleute, die „das eigentlich Elsässische zugunsten des im Elsaß regierenden Landes fallen gelassen oder verleugnet hätten“. Er soll „ein warnendes Exempel“ sein „und kann für Wahrung und Aufrechterhaltung des Heimatgefühls, durch solch offensichtliche Warnung und dieses allen zugängliche Bei-

spiel ein Stück beitragen“. Die Tendenz ist klar und einleuchtend. Leider aber reichen diese Märchen nicht hinauf ans hochgesteckte Ziel. Allerdings gehört es ja in unserer Zeit zu den fast unmöglichen Dingen, Märchen zu schreiben. Bücher wie die „Träumereien an französischen Kaminen“ sind Wunder und wunderfelsen. Mit gutem Willen und herzlicher Heimatliebe schreibt man leider noch keine Märchen, sondern eben Geschichten wie die Schaeffers. Reich mit persönlichen Anspielungen durchsetzte und dadurch in der Spannung gelähmte, rationalistisch durchseuchte Erzählungen wechseln mit andern, wo der Sagenstoff wie folkloristisches Material hingeseht ist. Daneben wieder theoretische Zeitepigramme in naivem Märchenkleid: stete Vertuppelung von traditioneller Märchenwelt mit kraßer Wirklichkeit — die Ehe kann nicht gut sein. Und trotz seiner Mängel ein aufschlußreiches Buch. Es ist entstanden im Willen zur Selbstbeschränkung. In der Dual, sich entscheiden zu müssen zwischen zwei Kulturen, zwischen zwei Lebenshaltungen, sucht der Mensch seine tieferen Kreise auf und stößt dabei auf sein elementares Heimatgefühl. Darin sucht er nun letzte Zuflucht. Aber er erlebt die ewige Tragik: in der Rückkehr zum Tiefsten liegt auch Rückkehr zum Weitesten, in der unendlichen Ruhe die unendliche Bewegung. Denn indem Heimat etwas Letztes, Tiefstes ist, hat sie teil am Unendlichen. So kann Beschränkung auf das Heimatliche, wenn es wahrhaftig erlebt wird, keine Beschränkung sein, ja, sie ist ja auch nur fruchtbar durch dieses Paradox ihrer Natur. Die Heimat nur begehren um ihrer Enge, ihrer Ruhe willen, heißt sie ihrer Erlösungskraft gerade berauben. Darum gibt es auch keine Flucht zur Heimat, es gibt nur das Wagnis dazu, das Wagnis, durch das Begrenzte hindurch das Unendliche zu finden. Schaeffer begeht eine Flucht, eine begreifliche, entschuldbare, menschlich ansprechende Flucht, aber als Flucht eben Flucht in eine Sackgasse.

Ganz ohne zeitgemäße Tendenz ist der kleine Novellenband **Edouard Reinachers „Eulogius Schneider“** (Rhein-Verlag Basel/Straßburg), trotzdem er elsässische Vorwürfe behandelt. Linien zu einem Lebensbild, so nennt Reinacher eine seiner Novellen treffend. Skelettartig aufgebaut steht das Bild des elsässischen Jakobinerführers vor uns. Ein zorniger Wille zu Verdichtung, zu letzter Wesenhaftigkeit, eine wachsame Askese dem Stoff gegenüber hat dieses Werk diktiert. Und meist haben diese Kräfte auch die ersohnte Verkörperung erfahren. Aber daneben finden wir wieder Stellen, starke lyrische Ausbrüche, die Rache sind des Subjekts für seine Vergewaltigung durch das Objekt. Der Wille zur Sachlichkeit hat sich nicht bis zu jener Klarheit emporgeläutert, wo das Subjekt in reistloser Hingabe an das Objekt sich auf höherer Stufe wiedererkennt. Die gleiche Erscheinung sehen wir auch in der zweiten Novelle, wo überreiche, an sich sehr feine Beschreibungen ein zu starkes Nachgeben an die eigene lyrische Bewegtheit verraten. Und ein Zweites: trotz aller Strenge eine Rajstlosigkeit der Sprache, die sich nicht begnügt mit dem überlieferten Material, sondern oft ohne Not neue Ausdrücke schafft. Es fehlt irgendwie der Sinn für den schöpferischen Zwang, der in der überlieferten Sprachgestalt liegen kann, an deren Starrheit ein Stoff sich erst erprobt und auslebt, indem er dabei sich und seine Form unmerklich höher wandelt. So finden wir auch hier hinter scheinbar unentwegter Strenge plötzliches Versagen, hinter scharfem Richtungsbewußtsein nervöses Suchen und Tasten. Es sind dies ja Erscheinungen, die dem europäischen Geistesleben gemein sind, die aber im elsässischen Lebenskreis ihre besondere Beleuchtung finden.

Ein drittes Werk tritt nun hinzu, nach Umfang und Inhalt den andern denkbar ungleich. **René Schideles „Ein Erbe am Rhein“** (Kurt Wolff-Verlag, München) ist nicht der vorwiegend politische Roman, den der Titel zu versprechen scheint. Er ist die Geschichte einer Liebe, der Liebe eines Elsässers zu einer Italienerin. Gewinn, Verlust und notgeborener Verzicht, der Heimkehr ist. Der Roman setzt in dem Momente ein, wo der Mann in der tiefsten Einsamkeit die Geliebte wieder zu sich ruft und in diesem Ruf die ganze Vergangenheit in sich zum Leben erlöst. Diese Vergangenheit hebt sich nun in verschiedenen Schichten ans Licht, wobei die zeitliche Folge immer wieder durch-

brochen wird. Das Ganze ist in jener blühenden Sprache erzählt, die man an Schickeles kennt. Eine virtuose Beweglichkeit ist ihr eigen, die auch das Elegante durchaus nicht verschmäh. Wie früher offenbart sich auch hier wieder der Sinn Schickeles für die sinnenreife, satt aufleuchtende Einzelheit — ein Roman, der in jedem Augenblick gefangen nimmt durch den Reichtum der Erfindung und die scheinbar mühelose Leichtigkeit der Form. Und da ist noch etwas Tieferes in diesem Buch, etwas, das wir erst hier bei Schickele zu finden glauben. Wenn Claus' Liebe zu Maria auf der symbolischen Ebene als Trieb des Germanen nach dem Süden gedeutet wird, ein Trieb, der heimlich Weg zum Ich, Selbstsuche ist, nicht aber Weg zu einem Andern, so muß man die Absage Marias und Claus' Heimkunft ins Elsaß als Befinnung des Elsässers auf sich selbst verstehen. Eine alles umfassende, wenn auch vom Ästhetischen nicht ganz freie Heimatliebe ist der Grund, der immer durch die Ornamentik des Geschehens durchschimmert. Im elsässischen Nachkriegserlebnis hebt sich dieser Grund zur vollen Bewußtheit herauf. Schickele findet ironische Worte für Deutsche und Franzosen, harte aber eigentlich nur für den Elsässer, der sich so ganz seines Wesens entäußern wollte, um dem Fremden gemäß zu werden. Und doch hätten die Elsässer als Elsässer die vornehmste Aufgabe in Europa. „... das war das Elsaß. Das Reich Karls des Großen, hier lebte seine Seele weiter, während die Trümmer seiner Gestalt über Europa verstreut lagen. O du kleine, an der Grenze zweier großer Nationen, zwischen den beiden unermüdblichen Ringern um die verloren gegangene Krone in wieviel Karnevalen und Östern ausharrende Provinz der einigen Christenheit: Elsaß!“ Dieser Seele Form zu geben sollte des Elsässers Aufgabe sein, die ihn zum geistigen Führer Westeuropas machen würde, dessen innerster Sinn sanfte Ordnung sei und über dessen „kleinem Garten der Geist schwebt, weither geweht und so klar wie auf den alten Tafeln die Taube der Verkündigung in der winzigen Kammer Mariä.“ Solche Gedanken sind nicht an sich anzunehmen oder zu verwerfen. Sie empfangen ihr Gericht von der Stufe der Reife, von der aus sie verkündet werden. Daß Westeuropa irgendwie wieder zu einem Gesamtbewußtsein geführt werden muß, wie es im Mittelalter Wirklichkeit war, das ist von vornherein klar. Aber der Weg zu diesem Bewußtsein ist heute ein anderer. Der Nationalismus ist aus der modernen Welt nicht wegzudenken. Ein organischer Aufbau ihrer wird nur im vollen Erleben des nationalistischen Prinzips möglich sein. Flucht vor dem Nationalen zeugt nie das Übernationale, immer nur das Internationale. Sie ist immer Entwurzelung, Entsachlichung, ist eigentliche Blasphemie an der wahrhaftigen Idee einer Völkerharmonie. Ist das Elsaß so reif in seinem Selbstbesitz, daß es ohne Gefahr diesen Gedanken nachhängen dürfte? Wir glauben es nicht. Auch Schickeles neuestes Werk zeugt nicht für diese Reife. So reizvoll es in seiner lebendigen Bewegtheit ist, seine Struktur ist nicht zu ganz klarer Durchsichtigkeit vorgebracht, und seiner Lebendigkeit haftet immer noch etwas von ästhetischem Genießertum an. Aber es leitet trotzdem eine neue Phase in Schickeles Schaffen ein, die auch für viele seiner Landsleute und Zeitgenossen mitzeugend sein dürfte. Es ist Aufbruch, Eintauchen in die elementaren Gründe des Lebens. Und wenn dabei die Heilung, das Austauchen zur Klarheit etwas verfrüht, von außen herangebracht erscheint, so ist doch zu hoffen, die einmal erwachte Bewegung sei eine absolute und lasse sich nicht aufhalten und beruhigen, bevor sie zum Tiefsten gedrungen.

Diese zufällig herausgegriffenen Stichproben ins elsässische Geistesleben haben uns dargetan, wie problematisch künstlerisches Schaffen wird in einem Kulturkreis, der von seinen größeren geistigen Zusammenhängen getrennt krampfhaft selbständige Haltung bewahren muß. Die politische Lage des Elsass spiegelt sich deutlich in seiner Literatur. In Beiden unruhiges Suchen, heimlich verzweifelte Selbstsicherheit, ungenügend begründete Ideologien, der Strohalm des Ertrinkenden. Aber in Beiden auch Wille zur Selbstbefinnung, zur Klärung, Sehnsucht nach großen geistigen Zusammenhängen.

*

*

*

Wir sahen vor einigen Wochen im spärlich besetzten Stadttheater in Zürich eine Aufführung des elsässischen Dialekttheaters. Ein Schwank von Gustave Stoskopf wurde gegeben. Schon nach ein paar Minuten war das Publikum vollkommen im Bann dieses Spiels. Ein unwiderstehliches Fluidum ging von der Bühne aus. Ein Schwank, der nichts sein will als Schwank und es in breitbeiniger Lebensbejahung auf sich nimmt, selbst die verzwickteste Lage zu rechtfertigen; der nichts kennt als das Gesetz des Augenblicks und dieses selbst in seiner Tyrannei freudig erträgt. Und wenn der Dichter in voller Bewußtheit einen Schwank geschrieben hatte, so wurde dieser auch ganz als solcher gespielt. Der Witz leuchtete in jeder Bewegung, in jeder Gesichtsfalte auf, ja selbst der elsässische Dialekt, diese sonderbar gedehnte und dann wieder unglaublich zungenfertige Sprache, die in jedem Augenblick bereit steht zu einem Purzelbaum ins Französische hinein, schien sich unter dem Gesetz der Augenblickskomik so herausgebildet zu haben. Es war Volkskunst im vollen Sinne des Wortes. Unmittelbar zum Volke sprechend und dabei in ihrer Form der großen Schwankkunst der Weltliteratur ruhig zu vergleichen. Und in dem sprühenden Leben dieses Spiels schien ein Geheimnisvolles zu leben. So mag ein Spieler sein letztes Gut wagen — mit dieser Hingabe. Man spürte: hier lebte ein Volk in dem Letzten, was ihm ganz zu eigen blieb. Und es lebte darin mit dem Willen, dieses Letzte zu einem Ersten zu machen, zu einem Anfang neuen blühenden Lebens. Vom Stamme der Muttersprache abgetrennt, schien der Zweig, der Dialekt, seine farbigsten Früchte leuchten zu lassen, um für das Ganze gleichsam zu zeugen.

Im Volke wird der Zwang zur Freiheit, weil es noch genug der naiven, elementaren Hintergründe besitzt. Aber die intellektuelle Führerschaft kämpft einen Daseinskampf. In ihr, die nicht über so starke naturhafte Gegengewichte verfügt, wird die Stellung zwischen zwei Kulturen zum tragischen Konflikt. Klare Entscheidung dürfte auch da wohl einzig Erlösung bringen können. Denn nur aus reinem Klang der einzelnen Töne kann reiner Zusammenklang sich schaffen.

Elisabeth Sulzer.

Literarische Neuerscheinungen.

Vogel, Traugott: Ich liebe, du liebst; Roman. Zürich, Orell Füßli (1926). 314 S. Geheftet Fr. 6.—.

Die Frauen, „die nicht lieben können“, vermehren sich in der Literatur. Nach Morgentalers Woly nun Vogels Christine. Die unehelich geborene Volksschullehrerin Christine Meier verabscheut die Sinnenliebe. Vor einem lüsternten Commis voyageur sucht sie Zuflucht bei einem einfachen Gärtner, der ihr als Schulpfleger die Stange gehalten hat. Sie wird seine Frau, ohne vorläufig ihren Beruf aufzugeben. Der Widerstreit zwischen Leib und Seele zeitigt in ihr Launenhaftigkeiten, welche Ludwig, der Gärtner, in Geduld erträgt; denn sie enthüllen, so bizarr sie manchmal scheinen, den tief poetischen und menschenfreundlichen Seelengrund Christinens. In Verkennung ihrer unbefriedigten Muttergefühle führt Frau Christine eine schwindstüchtige Halbwaise in ihr Haus ein, um bald gegenüber dem Mädchen Eifersucht zu empfinden. Das leidengereifte Kind möchte gerne die aneinander vorbeilebenden Ehegatten vereinen. Ich liebe, du liebst, soll noch sein Grabstein mahnen. Nach dem Tode Hilbes verläßt aber Christine Beruf und Mann. Als Hauslehrerin erkennt sie die Sinnlichkeit bei verdorbenen Zöglingen in ihrer widrigsten Gestalt. Ihr gesunder Instinkt lenkt sie zum Heim zurück, und hier als frohe Mitarbeiterin ihres Mannes und werdende Mutter findet sie die Erfüllung ihres naturgewollten Frauenschicksals. Behutsam entwirrt Traugott Vogel die Verwicklungen dieser Frauenseele. Mit wahrer Gartenwonne läßt er uns am Sprießen und Blühen auf Gemüsebreiten und Blumenrabatten teilnehmen. Der

Duft brauner Erde steigt aus seinem Buche. Seine nicht leicht verständliche Psychologie überzeugt im Ganzen; nur die kleine Hilde ist etwas zu altflug geraten.

Helene Meyer.

Verzeichnis der in diesem Heft besprochenen Bücher.

- Bed, James M.:** Die Verfassung der Vereinigten Staaten; de Gruyter, Berlin, 1926.
- Brunner, Emil:** Philosophie und Erfahrung; Mohr, Tübingen.
— Reformation und Romantik; Kaiser, München.
- Büchi, Hermann:** Vorgeschichte der helvetischen Revolution; Gassmann, Solothurn, 1925.
- Büll:** Die Organisation der christlichen Gemeinde; Mohr, Tübingen.
- Burckhardt, Jacob:** Gedichte; Schwabe, Basel, 1926.
- Enzyklika „Quas primas“:** Herder, Freiburg i. Br., 1926.
- Ernst, Edmund:** Das Wachstum der Religion aus dem Geiste; Haupt, Bern.
- Girardoux:** Siegfried et le Limousin.
- Gut, Walter:** Der Sinn freier Theologie; Orell Füssli, Zürich.
- Luther, Vom unfreien Willen;** Kaiser, München.
- Mordacq, General H.:** La mentalité allemande; Paris 1926.
- Näf, Werner:** Bismarcks Außenpolitik 1871—1890; Fehr, St. Gallen, 1925.
- Reinach, Edouard:** Eulogius Schneider; Rheinverlag, Basel.
- Rilke, Rainer Maria:** Duineser Elegien.
- Salis-Seewis, Guido v.:** Ein bündnerischer Geschichtsforscher vor hundert Jahren; Sauerländer, Aarau, 1926.
- Schaeffer, L. G.:** Stubenhanfel; Neuer Straßburger Verlag, Straßburg.
- Schidole, René:** Ein Erbe am Rhein; Wolff, München.
- Schulenburg, Werner von der:** Der junge Jakob Burckhardt; Monatana-Verlag, Zürich, 1926.
- Stern, Alfred:** Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der Schweiz; Sauerländer, Aarau, 1926.
- Tröltzsch:** Glaubenslehre; Duncker & Humblot, München.
- Vogel, Traugott:** Ich liebe, du liebst; Orell Füssli, Zürich, 1926.
- Witschi, Rudolf:** Friedrich der Große und Bern; Haupt, Bern, 1926.

Mitarbeiter dieses Heftes:

Otto Mittler, Dr. phil., Bezirkslehrer, Gränichen (Aargau). — Reinhard Weer, Zürich. — Jean Wigig, Dr. phil., Zürich. — G. S. Voellmy, Sekundarlehrer, Wattwil. — Wilhelm Sulzer, Dr. phil., Bern. — Hans v. Liebig, Prof. Dr., Bernried, Oberbayern. — Frä. Elisabeth Sulzer, cand. phil., Zürich. — Max Dechslin, Forstmeister, Altdorf. — Hektor Ammann, Dr. phil., Aarau. — Karl Alfons Meyer, Kilchberg. — Alfred Niedermann †, Stäfa. — Eduard His, Prof. Dr., Zürich. — Rudolf Witschi, Dr. phil., Sekundarlehrer, Münsingen. — Hermann Hagenbuch, cand. jur., Baden. — J. H. v. Sprecher, Dr. jur., Chur. — Gerhard Voerlin, Dr. jur., Basel. — Erich Brock, Freiburg i. Br. — Helene Meyer, Dr. phil., Kilchberg.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Dehler. Schriftleitung: Zürich, Steinhaldenstrasse 66. — Druck, Verwaltung und Versand: Gebr. Seemann & Co., A.-G., Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.